

Triumph des Herzens

DER GRÖSSTE TAG MEINES LEBENS

PDF - Familie Mariens

2015 (V)

Nr. 132

*„Der gestorbene und auferstandene Jesus sende uns den Heiligen Geist,
damit wir lernen, mit aller Kraft das letzte Wort ‚Addio‘ zu sagen.“*

Papst Franziskus, aus der Tagesmeditation vom 19. Mai 2015

Der entscheidende Tag des Lebens

*In einem sehr schönen Gebet zum hl. Josef, der nicht nur Schutzherr der Kirche,
sondern auch Patron der Sterbenden ist, heißt es: „Führe mich an deiner Hand
zum größten Tag meines Lebens, meines Eintritts in den Himmel.“*

*Zum „größten Tag meines Lebens“? Wenn man es recht bedenkt,
ist unser „Todestag“ tatsächlich der größte Tag in unserem Leben,
denn wenn unser irdischer Weg zu Ende geht, sollte es ein Heimgang
in die himmlische Glückseligkeit bei Gott sein, die ewig währt.*

*Wie leicht vergisst man bei der
Geschäftigkeit, dem Lärm und den Sorgen des
Alltags, bei der Planung der Zukunft und den
Nöten in Familie und Beruf, dass unsere Zeit
auf der Erde begrenzt ist! Wir sind hier auf
dem Weg zur Ewigkeit, denn unsere wahre
Heimat ist der Himmel. Jesus selbst spricht
davon, wenn er sagt: „Im Haus meines Vaters
gibt es viele Wohnungen. Wenn es nicht so
wäre, hätte ich euch dann gesagt: Ich ge-
he, um einen Platz für euch vorzubereiten?“*

Joh 14,2

Dieses Versprechen des Herrn ist sehr tröstlich,
wenn uns beim Gedanken an die Todesstunde
Bangigkeit oder Traurigkeit befallen möchte.
Wer um seine eigentliche Heimat im Himmel
weiß, für den verlieren viele schmerzliche
Situationen ihre Tragik, weil alles vergänglich
ist.

In unserer Gesellschaft wird der Gedanke an den
Tod weitestgehend verdrängt, denn wer möchte
schon alt werden oder sterben, vor allem wenn

der Glaube an den Himmel nicht mehr lebendig
ist! Die Angst vor dem Tod steckt tief im
Menschen und ist wohl die erschreckendste
Angst, die es gibt. Auch Jesus kannte sie. Er trug
sie für uns, damit wir in unserer Sterbestunde
nicht allein sind, wenn wir herausgefordert
sein werden, alle und alles loszulassen und uns
vollständig der göttlichen Barmherzigkeit zu
überlassen: „In deine Hände, Vater, lege ich
meinen Geist.“ Lk 23,46

Sterben ist schwer, und deshalb sollte man
sich eigentlich das ganze Leben lang auf
diesen wichtigen Moment vorbereiten, damit
es uns nicht so ergeht wie einem Freund des
hl. Thomas Morus. Trotz aller Geduld und
Überzeugungskraft hatte Thomas versucht, ihn
dazu zu bewegen, sein Leben zu ändern. Doch
leichtfertig antwortete ihm dieser: „Ach, das
hat Zeit. Ich werde mich auf dem Totenbett
bekehren, indem ich das Erbarmen Gottes
anrufen werde.“ Es kam aber anders.
Unerwartet hatte dieser von sich selbst überzeugte

Lebemann einen schweren Jagdunfall und starb wegen seiner großen Schmerzen fluchend mit den Worten: „*Hol's der Teufel!*“ Diese wahre Begebenheit wäre kaum zu glauben, hätte sie uns nicht der heilige Staatsmann und Märtyrer Thomas Morus überliefert.

Der Tod kann uns plötzlich ereilen, aber er soll uns nicht unvorbereitet treffen. Die beste Vorbereitung auf das Sterben sind das Sakrament der Versöhnung und der Empfang der Hl. Kommunion, denn mit der Hl. Eucharistie tragen wir Den in uns, zu Dem wir gehen. Wir sollten auch nie zögern, einen Priester zu einem Sterbenden zu rufen, denn die größte Hilfe in diesen Stunden ist das Sakrament der Krankensalbung. *„Durch die Gnade dieses Sakramentes erhält der Kranke die Kraft und die Gabe, sich mit dem Leiden des Herrn noch inniger zu vereinen ... Das Leiden, Folge der Erbsünde, erhält einen neuen Sinn: es wird zur Teilnahme am Heilswerk Jesu.“* Katechismus der kath. Kirche

Jedes Sterben kann durch die Liebe zu einem Liebestod verwandelt werden, wenn der Sterbende seine Leiden mit denen des Herrn vereint. Deshalb lehrt der Katechismus weiter: *„Die Kranken, die dieses Sakrament empfangen, tragen zum Wohl des Gottesvolkes bei“*, weil ihre Leiden in anderen Seelen fruchtbar werden.

*J*esus hat der hl. Faustyna für die Sterbenden besonders durch das Gebet des Barmherzigkeitsrosenkranzes eine unschätzbare Gnadenhilfe versprochen; das gilt vor allem auch, wenn kein Priester erreichbar ist, was ja häufig der Fall ist: *„Wer auch immer dieses Gebet beten wird, der erfährt in seiner Todesstunde Meine große Barmherzigkeit ... Sollte es der verstockteste Sünder sein, falls er nur einmal diesen Rosenkranz betet, wird ihm die Gnade Meiner unendlichen Barmherzigkeit zuteil ... Die Seelen verstockter Sünder werde Ich mit Frieden erfüllen, wenn sie dieses Gebet beten werden, und die Stunde ihres Todes wird glücklich sein.“*

Einen wertvollen Hinweis zur Vorbereitung auf die Sterbestunde gibt uns der hl. Domenico Savio (1842-1857), den wir bereits in der letzten Ausgabe des Triumph des Herzens zitiert haben. 20 Jahre nach seinem Tod erschien er seinem geistigen Vater in einer Traumvision in himmlischem Glück. Don Bosco selbst berichtet darüber: *„Ich fragte Domenico, was ihn bei seinem Sterben am meisten getröstet habe.“* *„Die Tugend der Reinheit, die du bewahrt hast?“* - *„O nein, das auch, aber nicht allein.“* - *„Vielleicht die Freude eines ruhigen Gewissens?“* - *„Das ist etwas Gutes, aber es gibt noch Besseres.“* - *„Half dir vielleicht die Hoffnung auf das Paradies?“* - *„Auch nicht.“* - *„Dann wird es wohl der Schatz deiner vielen guten Werke gewesen sein?“* - *„Nein, nein.“* - *„Ja, was gab dir dann in deiner letzten Stunde Kraft?“* Da antwortete Domenico feierlich: *„Was mich im Sterben am meisten stärkte, war die Hilfe der machtvollen Mutter des Erlösers! Sag das all deinen Söhnen. Sie sollen nicht vergessen, zu ihr zu beten, solange sie leben.“*

Der hl. Maximilian Kolbe, der die Immaculata im wahrsten Sinn des Wortes über alles liebte, hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, am Abend seine Uhr und seine Brille zu Füßen ihrer Statue zu legen. Lächelnd erklärte er: *„Meine Brille bedeutet meine Augen, meine Gedanken, meine Arbeit, die Uhr aber die Zeit, die mir noch bleibt. Das alles gehört ihr, ihr allein, mir aber soll nichts mehr gehören. Alles habe ich ihr gegeben, sie soll damit machen, was ihr gefällt.“* D. h. er war jeden Tag bereit, aus diesem Leben gerufen zu werden.

Vom hl. Vinzenz von Paul wird erzählt, dass er auf seinem Sterbebett ganz ruhig und gottergeben gewesen sei. Als man ihn fragte, ob er sich vor dem Tod nicht fürchte, gab er zur Antwort: *„Seit 18 Jahren bin ich noch nie zu Bett gegangen, ohne dass ich mich vorbereitet hätte, noch in der Nacht zu sterben. Darum sterbe ich jetzt so leicht.“* Wenn der Sterbende allen Menschen verziehen und selbst die Vergebung erhalten hat, wenn er alles loslassen kann, was ihn an

diese Erde bindet, und sich voll Vertrauen der göttlichen Barmherzigkeit anheimstellt, dann kann er auf die Frage „Haben Sie Angst vor dem Tod?“ wie Mutter Teresa antworten. Die Heilige blickte dem bekannten italienischen Journalisten Renzo Allegri einige Momente still in die Augen und sagte dann mit einem Lächeln: „Nein, überhaupt nicht! Sterben bedeutet heimkehren. Haben Sie vielleicht Angst, zu Ihren Lieben nach Hause zurückzukehren? Ich warte sehnsüchtig auf den Augenblick des Todes. Da oben werde ich Jesus treffen

und all die Menschen, denen ich in diesem Leben Liebe zu schenken versucht habe. Ich werde all die Kinder treffen, die ich zu retten versucht habe und die mich, in meinen Armen sterbend, als ihre Mutter ansahen. Ich werde all die Armen treffen, denen ich beigestanden habe. Kurz, ich werde alle Menschen wiedersehen, die mir hier auf Erden lieb und teuer waren. Es wird also eine wunderbare Begegnung sein.“ Und während sie das sagte, leuchteten ihre Augen vor Glück und Freude.

Glaubst du wirklich an ein Leben nach dem Tod?

Ein Leben nach dem Tod? Jeder Mensch stellt sich früher oder später die Frage, ob es das wirklich gibt. Unser Glaube an den auferstandenen Herrn lässt keinen Platz für Zweifel, und im Credo bekennen wir: „Ich glaube an die Auferstehung der Toten und das ewige Leben.“ Doch wenn wir tatsächlich mit dem Tod konfrontiert werden, ist es nicht immer so leicht, diese Worte mit sicherer Überzeugung auszusprechen. Selbst die Kleine hl. Theresia, die sich von Kindheit an auf den Himmel freute, war in den letzten Monaten ihres Lebens in einer derartigen Dunkelheit, dass sie in ihrer Autobiographie schrieb: „Wenn ich das Glück des Himmels, den ewigen Besitz Gottes besinge, so empfinde ich dabei keinerlei Freude, denn ich besinge einfach, was ICH GLAUBEN WILL.“

P. Manfred Hösl SJ verglich unser Leben auf der Erde mit dem eines Kindes im Mutterschoß. Möge diese humorvolle, aber zugleich so tiefgründige Geschichte uns helfen, unseren Glauben an das Leben nach dem Tod zu festigen.

*I*m Bauch einer schwangeren Frau waren einmal drei Kinder. Einer davon war der kleine Gläubige, einer der kleine Zweifler und einer der kleine Skeptiker. Gegen Ende ihres neunmonatigen Aufenthaltes im Schoß ihrer Mutter unterhielten sie sich über ihre Zukunft.

Der kleine Zweifler fragte: „Glaubt ihr eigentlich an ein Leben nach der Geburt?“ „Ja, klar“, antwortete der kleine Gläubige mit einer entwaffnenden Sicherheit. „Das gibt es. Unser Leben hier ist nur dazu gedacht, dass wir wachsen und uns auf das Leben nach der

Geburt vorbereiten, damit wir dann stark genug sind für das, was uns erwartet.“ Der kleine Skeptiker konnte diesen Gedanken nicht folgen: „Blödsinn, das gibt’s doch nicht, wie soll denn das überhaupt aussehen, ein Leben nach der Geburt?“

Doch der kleine Gläubige ließ sich nicht beirren: *„Das weiß ich auch nicht so genau. Aber es wird sicher viel heller als hier sein. Und vielleicht werden wir herumlaufen und mit dem Mund essen.“*

„So ein Quatsch!“, konterte der kleine Skeptiker spontan: *„Herumlaufen, das geht doch gar nicht. Und mit dem Mund essen, so eine komische Idee. Es gibt doch die Nabelschnur, die uns ernährt. Außerdem geht das gar nicht, dass es ein Leben nach der Geburt gibt, weil die Nabelschnur schon jetzt viel zu kurz ist.“*

Der kleine Gläubige war da ganz anderer Meinung: *„Doch, es geht bestimmt. Es wird eben alles nur ein bisschen anders sein.“*

Der kleine Skeptiker fand seinen Trumpf: *„Es ist noch nie einer nach der Geburt zurückgekommen. Mit der Geburt ist das Leben zu Ende. Und das Leben ist eine einzige Quälerei. Und dunkel.“*

Hatte er nicht recht, dieser kleine Skeptiker? Alles sprach für ihn, aber der kleine Gläubige ließ sich nicht abbringen: *„Auch wenn ich nicht so genau weiß, wie das Leben nach der Geburt aussieht, jedenfalls werden wir dann unsere Mutter sehen, und sie wird für uns sorgen.“*

Das war für den kleinen Skeptiker nun doch zu viel: *„Mutter?! Du glaubst an eine Mutter? Wo ist sie denn, bitte?“*

Mit einer Gewissheit, die sogar den kleinen Zweifler umstimmte, antwortete der kleine Gläubige: *„Na hier, überall um uns herum. Wir sind und leben in ihr und durch sie. Ohne sie könnten wir gar nicht sein.“*

Das war für den rationalistischen kleinen Skeptiker reine Phantasie: *„Quatsch! Von einer Mutter habe ich noch nie was gemerkt, also gibt es sie auch nicht.“*

Aber der kleine Gläubige hatte durch seine gläubige Offenheit bereits etwas von dem erspüren dürfen, was die Zukunft ihm erst offenbaren sollte: *„Manchmal, wenn wir ganz still sind, kannst du unsere Mutter singen hören oder spüren, wenn sie unsere Welt streichelt. Ich glaube auf jeden Fall, dass unser eigentliches Leben erst dann beginnt!“*

Die Erzbruderschaft des hl. Josef

Am 17. Februar 1913 wurde in Rom die „Bruderschaft des hl. Josef vom guten Tod“ gegründet. Schon ein Jahr später erhob Papst Pius X. die Bewegung aufgrund der außergewöhnlich hohen Mitgliederzahl zur Erzbruderschaft. Das erste Ziel dieser Bruderschaft ist das Gebet, um auf die Fürsprache des hl. Josef, des Patrons der Sterbenden, die Gnade eines „heiligen Todes“ all jenen zu erlangen, die dem Heimgang nahe sind, besonders jenen, für die niemand betet.

Als Don Luigi Guanella am 23. Oktober 2011 von Papst Benedikt XVI. heiliggesprochen wurde, umfasste sein Werk der Bruderschaft vom guten Tod weltweit bereits eine Million Mitglieder.

Sein unbegrenztes Vertrauen auf den hl. Josef und sein überaus gütiges Vaterherz, das allen helfen wollte, die in Not waren, sind der Ursprung dieses Werkes. Ist denn die Not derer, die an der

Schwelle zur Ewigkeit stehen, nicht vielerorts die größte auf dieser Erde? Wie viele Menschen müssen ohne priesterlichen und sakramentalen Beistand oft ganz alleingelassen hinübergehen! Und dabei geht es in diesen Stunden um alles, um das ewige Leben.

Don Luigi hatte bereits die Kirche, die er in einem Stadtteil Roms nahe dem Vatikan erbauen ließ, dem Heimgang des hl. Josef geweiht, als in ihm die Sehnsucht immer stärker wurde, möglichst vielen Sterbenden beistehen zu können. Wenn diese schon nicht von der warmen Liebe der engsten Freunde und Verwandten umgeben sein können, sollen sie doch wenigstens durch das Gebet in dieser schwersten und wichtigsten Stunde ihres Lebens begleitet werden. Als Don Guanella seinem persönlichen Freund, dem hl. Papst Pius X., die Idee der Bruderschaft vorlegte, war der Heilige Vater von diesem Projekt nicht nur sogleich begeistert, sondern er wollte sogar der Erste sein, der sich als Mitglied in dieses Werk einschrieb. Und so geschah es.

In Anbetracht der unzähligen Opfer des Ersten Weltkrieges suchten die geistigen Söhne Don Guanellas nach einer Möglichkeit, noch intensiver helfen zu können. Ihr Vorschlag war die sogenannte „Immerwährende Hl. Messe“, eine besondere Form der geistlichen Hilfe für die Sterbenden, „*auf dass niemand verlorengelasse*“, wie Don Guanella es ihnen ins Herz gelegt hatte: Jeder Priester, der sich an diesem Werk der

Barmherzigkeit beteiligen wollte, sollte die Hl. Messe an einem ihm zugewiesenen Tag im Jahr ausschließlich für die Sterbenden zelebrieren. Bald schon schrieben sich Kardinäle, Bischöfe und Priester aus aller Welt ein. Seit dem Jahr 1917 haben alle Päpste diese Idee aktiv unterstützt. Papst Benedikt XV. begann selbst die Initiative und feierte sogar zusätzlich jeweils die erste Hl. Messe des Monats in diesem Anliegen. 1981 verpflichtete sich auch Papst Johannes Paul II., an jedem 26. Mai die Gnadenschatze des Hl. Messopfers den Sterbenden zuzuwenden und den hl. Josef zu bitten, ihnen als Vater und Schutzpatron beizustehen.

Um sich in die Erzbruderschaft des hl. Josef vom guten Tod einzuschreiben, genügt es, Namen und Adresse mitzuteilen. Sie erhalten dann ein Gebetsblättchen in deutscher Sprache, das Ihnen die Einschreibung bestätigt. Mit der Anmeldung verpflichten Sie sich, täglich am Morgen und am Abend für die Sterbenden dieses kurze Stoßgebet zu verrichten: „*Hl. Josef, Nährvater Jesu Christi und wahrer Bräutigam der seligsten Jungfrau Maria, bitte für uns und für die Sterbenden dieses Tages/dieser Nacht!*“ Die Einschreibung ist kostenlos und bleibt für Ihr ganzes Leben gültig.

Außer dem Fürbitteapostolat für die Sterbenden und der „Immerwährenden Hl. Messe“ ist ein weiteres Ziel der Erzbruderschaft die Verbreitung der Verehrung des hl. Josef und der Nachahmung seiner Tugenden.

Informationen und Anmeldung: „Erzbruderschaft des Heiligen Josef vom guten Tod“
Kloster St. Trudpert
79244 Münstertal/Schwarzwald

Don Luigi Guanella (1842-1915), Gründer zweier Ordensgemeinschaften, der „Diener der Nächstenliebe“ und der „Töchter Mariens von der Vorsehung“, wurde als Salesianer drei Jahre lang von Don Bosco selbst geformt. Bei ihm lernte er das Vertrauen in die Vorsehung und entdeckte seine große Vorliebe für die Armen, vor allem für Obdachlose, Menschen mit geistigen oder motorischen Störungen, mit Downsyndrom oder anderen Gebrechen. Sein Werk wird heute in 20 Ländern auf vier Kontinenten von seinen geistigen Kindern weitergeführt.

Den Sterbenden eine Mutter sein

Die 1988 vom hl. Papst Johannes Paul II. für ehrwürdig erklärte Engländerin Mary Potter (1847-1913) gründete ein Institut von Ordensfrauen, das sich ganz der Sorge um die Sterbenden widmet. Vorbild der „Kleinen Gesellschaft Mariens“ ist die auf Kalvaria mitleidende und fürbittende Gottesmutter.

Mary Potter wuchs in Newington südlich von London wohlbehütet und glücklich in einer zum katholischen Glauben konvertierten Familie auf. Mit 19 Jahren spürte sie den Ruf zum Ordensleben und trat bei den Barmherzigen Schwestern in Brighton ein. Weil sie aber nach eineinhalb Jahren aufgrund einer angeborenen Herzschwäche schwerkrank wurde, musste man die vorbildliche Novizin nach Hause schicken. Dort sollten die sieben folgenden Jahre für die 22-Jährige zu einer harten Vorbereitungszeit auf ihre künftige Mission werden.

Von Schmerzen geplagt, verbrachte Mary nun viele Stunden täglich daheim im Gebet vor einem Kreuzifix. Die bittere Erfahrung von Einsamkeit und Isolation weckte in ihr erstmals die drängende Sorge um die einsam Sterbenden, ja den Gedanken an einen eigenen Orden, der ihnen doch beistehen müsse. Damals entdeckte Mary auch das Buch „Die vollkommene Hingabe an Maria“ des hl. Ludwig Maria von Montfort, das ihr persönliches Leben und das künftige Werk entscheidend prägen sollte. Bewusst weihte sie sich der Gottesmutter und gelangte in Kürze zu erstaunlicher geistlicher Reife.

1874 wurde das innere Drängen, für die Sterbenden in ihrer Not zu beten, in Mary Potter immer stärker. Später schrieb sie: *„Die Sterbenden brauchen unser Gebet heute.*

Morgen ist es vielleicht schon zu spät! ... Wir tragen Verantwortung ... Sünder liegen im Sterben, Seelen gehen verloren. Mir ist, als gehörten sie mir, und ich kann nicht dulden, dass sie mir genommen werden. Es wäre für mich schrecklich und unerträglich, wenn ich ihnen nicht helfen könnte. Mit Gottes Hilfe aber kann ich es.“

Damals erhielt die knapp 27-Jährige den Ruf Gottes, jenes Werk selbst zu gründen, dessen Notwendigkeit sie bereits erkannt hatte. Während des Gebetes vernahm Mary die unauslöschlichen Worte Mariens: *„Es ist mein Wille, dass du dieses Werk vollbringst.“* Und deutlich trug der Herr ihr auf: *„Ehre das Herz Meiner Mutter!“*

So wurde das Mutterherz Mariens zur Patronin des neuen Ordens: Ihre bevorzugende Liebe für die Sterbenden wollte Mary Potter in ihrem künftigen Apostolat nachahmen. *„Eins im Herzen Mariens“*, lautete später das Motto der Schwestern, die sich „Die kleine Gesellschaft Mariens“ nannten, um an jene kleine Schar zu erinnern, die beim sterbenden Erlöser auf Kalvaria getreu ausharren konnte, weil sie ganz nahe bei der Gottesmutter blieb. *„Das Herz Mariens, das Kostbare Blut, der Hl. Geist - damit sollst du kämpfen und siegen!“*, war der Gründerin als kristallklare Überzeugung ins Herz gelegt worden.

Nach anfänglichem Wohlwollen verwarf Marys Seelenführer Msgr. Virtue ihre Pläne urplötzlich als „Täuschung“. *„Meine Seele wurde auf die denkbar schmerzhafteste Weise durchbohrt“*, schrieb die junge Frau, die in innere Dunkelheit stürzte und erneut todkrank wurde. Doch vertraute Mary unerschütterlich und ertrug die große innere Not drei Jahre lang ergeben: *„Wenn nur mein Schmerz einer Seele in ihrer Todesnot helfen kann.“* Erst Anfang 1877 erhielt sie in Nottingham von Bischof Bagshawe endlich die Erlaubnis zur Gründung ihres Institutes.

Nachdem als „geeignetes“ Gebäude eine verfallene Strumpffabrik außerhalb der Stadt gefunden worden war, setzte er die 29-Jährige als erste Oberin ein und weihte das Kloster ihrem Wunsch gemäß dem „Mutterherzen Mariens“.

Sogleich machte sich Mutter Mary mit den ersten sechs Gefährtinnen und einem *„Eifer, der keine Schranken kannte“*, daran, Arme und Kranke aufzusuchen und zu pflegen. Gleichzeitig wies sie aber die Schwestern auf ihr eigentliches Apostolat hin: *„Ihr wisst, das erste Ziel unserer Gründung ist nicht die Krankenpflege, wie so viele meinen ... Die Seele des Sterbenden ist die erste und vorrangigste Aufgabe der Schwester ... Dieser Seele muss sie eine Mutter sein und darf während allen äußeren Dienstes am Leidenden nicht aufhören, ständig innerlich zu beten ... Ja, unser erstes Ziel ist es, ein Abbild von Kalvaria zu sein ... aufmerksam sorgend für unseren lieben Herrn in der Person unseres Patienten. Man denkt an Seine Wunden, Seine Erschöpfung, während man sich bemüht, dem Kranken Erleichterung zu verschaffen. Lass jede kleine Tätigkeit, ob du die Kissen aufschüttelst, dem armen Leidenden etwas zu trinken reichst oder ihn mit erfrischendem Wasser wäschst, getan sein, als wäre es für Jesus selbst getan.“*

Jeden Augenblick des Tages sollten die Schwestern geistig überall auf der Welt am Bett aller Sterbenden stehen, um ihnen die Gnade der

Bekehrung und des ewigen Heils zu erlangen: *„Denkt an das besorgte Verlangen einer Mutter: Was würde sie nicht alles tun, um dem Leib und der Seele ihres Kindes in seiner Todesnot Erleichterung zu verschaffen ... Oh, und was würde Maria nicht alles tun! Hilf ihr doch ... und nimm ihre Stelle am Sterbebett ihrer Kinder ein.“*

Leider wurde schon nach wenigen Wochen immer deutlicher, dass der an sich gutwillige Bischof Bagshawe dabei war, das junge Werk zu ruinieren, indem er es in bloßen Aktivismus stürzte. Mutter Mary, die diese unmögliche Situation lange Zeit still ertrug, erkrankte schwer an Brustkrebs und sah schließlich nur einen Ausweg: Sie musste den Heiligen Vater selbst um die Anerkennung ihres Werkes bitten. Völlig geschwächt machte sich die 34-Jährige im Oktober 1882 also auf die weite Reise nach Rom, auf der sie zwei schwere Herzinfarkte erlitt. Schon bald bot sich ihr dort die Gelegenheit, Papst Leo XIII. das Anliegen ihres Instituts vorzulegen. Der Heilige Vater zeigte sich offen und lud die Gründerin sogar ein: *„Warum nach England zurückkehren? Die Tore Roms stehen Ihnen offen.“* Und Mutter Mary blieb.

1883 begann sie mit fünf Schwestern vor allem unter der englischen Bevölkerung der Stadt zu wirken. Der glühende Eifer für die Sterbenden machte aus der weitsichtigen Mary Potter eine wahre Pionierin auf dem Gebiet der Krankenpflege. Sie eröffnete Roms erste von Ordensschwestern geleitete Krankenpflegeschule und das erste moderne Krankenhaus, in dem neben Kranken ausdrücklich auch Sterbende aufgenommen wurden.

Die qualifizierte Pflege der „Blauen Schwestern“, wie das Volk sie wegen ihres blauen Schleiers liebevoll nannte, war bald so hochgeschätzt, dass man sie bis nach Florenz und Mailand rief. Zudem fügte es Gott in den folgenden Jahren, dass sich durch dankbare, wohlhabende Patienten der wachsenden Schwesternschar auch manche Tür zu Gründungen in Australien, Irland, Amerika und anderen englischsprachigen Ländern auftat.

Inmitten allen selbstlosen Wirkens durchlitt Mary Potter, die Seele des Werkes, immer wieder schwere gesundheitliche Krisen, ja wahre Todeskämpfe, die sie unwillkürlich an die Not sterbender Sünder denken ließ: *„Eine Seele, die solches ohne Glauben durchmacht, was wird aus ihr?“*

*A*m 31. Mai 1886 erhielten die „Kleine Gesellschaft Mariens“ und ihre 38-jährige Oberin endlich die ersehnte päpstliche Anerkennung. Trotz aller glänzenden Begegnungen mit hohen vatikanischen Persönlichkeiten, die ihr Werk sehr unterstützten, genossen die Kranken und Sterbenden bis zuletzt Mutter Marys bevorzugte Liebe, für die sie nahe dem Lateran in Rom

das imposante „Kalvaria-Krankenhaus“ hatte erbauen lassen. Im darin untergebrachten Mutterhaus konnte Mary Potter, in den letzten Jahren selbst invalide und krebserkrank, ihre kleine Zelle kaum mehr verlassen. Doch stand die Zellentür den Ratsuchenden immer offen. Alles schenkte sie still „ihren“ Sterbenden, bis Mutter Mary am 9. April 1913 friedvoll, ohne Todeskampf, aber mit einem lauten Aufschrei wie der Erlöser auf Kalvaria, das Tor zur Ewigkeit durchschritt. So verwirklichte sich im Sterben der 65-Jährigen das, wovon sie immer überzeugt gewesen war: *„Nichts wird uns ein weicheres Sterbebett bereiten, als ein Leben lang täglich liebevoll für die Sterbenden des Tages gebetet zu haben.“*

Quelle: Father Patrick Dougherty, Mother Mary Potter. Foundress of the Little Company of Mary, Sands & Co Ltd., London 1961.

Mary Potter verstand als prophetische Frau die Bedeutung der Weihe an Maria so tief, dass sie sich in ihren letzten zehn Lebensjahren bei zwei Päpsten unermüdlich für die Weihe von Kirche und Welt an das Mutterherz Mariens einsetzte und überzeugt war: *„Sie wird sich als Mutter zeigen, auf höchst wunderbare und menschlich jetzt nicht denkbare Weise.“*

Durch ihre von Gott geschenkte zeitlose Spiritualität wäre Mary Potter die ideale Patronin für die katholische Hospizbewegung.

Die entscheidende Heilige Stunde

*Wie oft kommt es vor, dass plötzlich und unerwartet ein Unfall,
eine Krankheit ohne Aussicht auf Besserung alle Lebenspläne durchkreuzt!
Was auch immer als Tragik des Lebens schmerzlich erlebt wird,
birgt jedoch - mit lebendigem Glauben betrachtet - eine wunderbare Chance,
geistliche Schätze für sich und andere zu sammeln.
So jedenfalls lebte es Ray Gierlinski, ein Elektrotechniker aus den USA.
Seine Tochter Mary Ann erzählt darüber.*

*M*ein Mann Tony und ich kehrten eben aus Rom zurück, wo wir dabei sein durften, als Papst Johannes Paul II. am 8. Oktober 2000 die Welt feierlich dem Makellosen Herzen Mariens weihte. Kaum eine Woche daheim, rief meine Mutter an,

um mir mitzuteilen, dass mein Vater beim Austauschen einer Glühbirne in der Küche von der Leiter gefallen war und mit Kopfverletzungen ins Krankenhaus gebracht werden musste. Dies war der Beginn von acht Leidensjahren!

Vater hatte ein schweres Hirntrauma, und nach dem Krankenhausaufenthalt kam er für drei Monate auf Rehabilitation. Dann durften wir ihn endlich heim nach Milwaukee in Wisconsin holen, wo meine Mutter und ein Pfleger namens Chris sich liebevoll um ihn kümmerten. Dad konnte weder sprechen noch sich bewegen oder sich irgendwie selbst helfen. Man musste ihm das Essen eingeben, ihn lagern, damit er nicht wund lag, und ihn wickeln wie ein kleines Kind. Schon bald wurde Vaters ganzer Körper starr und hart, und er konnte nur noch Sondennahrung aufnehmen. Das Gesicht war regungs- und emotionslos; seine Augen starrten irgendwohin ins Leere. Mutter aber war stets an seiner Seite. Sie sprach mit Dad und betete mit ihm jeden Abend den Rosenkranz, wie sie es ein Leben lang zusammen getan hatten. Wie? Indem meine Mutter samt Rosenkranz Dads starre Hand nahm und auf diese Weise „mit“ ihm Ave Maria für Ave Maria betete. Auch wenn er keine einzige Silbe sprechen konnte, war sie zutiefst davon überzeugt, dass ihr geliebter Mann in seiner Seele mitbetete.

So ging es sechs Jahre lang, bis mir eines Tages meine Freundin Suzy White eine CD des Barmherzigkeitsrosenkranzes der „Familie Mariens“ mit Betrachtungen und Liedern schickte und vorschlug: *„Vielleicht täte es deinem Vater gut, sie anzuhören.“* Gleich rief ich meine Mutter an und fragte, ob es möglich wäre, Vater in den Rollstuhl zu setzen. Dann könnten wir zusammen die neue CD anhören. Als ich am Nachmittag beim Elternhaus ankam, wartete meine Mutter schon ganz aufgeregt vor der Tür. Es sprudelte nur so aus ihr heraus: *„Stell dir vor, Dad ist ‚zurückgekehrt‘! Seine Augen sind hellwach und strahlend, die Wangen ganz rosig!“*

Ich eilte an ihr vorbei ins Haus, und als ich Vater mit dem für ihn einst so typischen Lächeln und seinen blauen Augen vor mir sah, konnte ich vor Rührung nicht aufhören, ihn zu umarmen und zu küssen. In der Heiligen Stunde saßen wir drei dann wirklich beisammen und begannen, die CD mit der schönen Musik und den tröstlichen

Worten Jesu und der hl. Faustyna anzuhören und den Barmherzigkeitsrosenkranz mitzubeten. Weil ich sah, dass Vater sehr aufmerksam und lebhaft allem folgte, stoppte ich die CD nach etwa 30 Minuten, ungefähr in der Hälfte. Er konnte ja nicht hörbar mitbeten, doch sein lebendiger, heiterer Blick zeigte mir, dass er geistig total anwesend war. Deshalb fragte ich vorsichtig: *„Dad, nicht wahr, du weißt, dass dein Leiden einen Sinn hat?“* Und ergriffen sah ich, wie er langsam und deutlich mit dem Kopf nickte, während Tränen über sein Gesicht rannen. *„Dad, würdest du der Gottesmutter deine Leiden schenken und sie alle aufopfern für die Priester?“*, fuhr ich fort. Worauf er mit strahlendem Ausdruck und einem feinen Lächeln um den Mund erneut nickte. Welcher Gnadenmoment! Wussten doch meine tiefgläubigen Eltern beide um den Wert aufgeopferter Leiden! Ruhig hörten wir die CD zu Ende und brachten Vater ins Bett. Anschließend standen Mutter und ich sprachlos in der Küche, überwältigt vom eben Erlebten, das uns wie ein Wunder schien.

Auch wenn wir meinten, es würde mit Vater so bleiben, fiel er noch am selben Abend in seinen alten Zustand zurück: blutleeres Gesicht, leblose Augen, steifer Körper. So ging es für weitere zwei Jahre, bis Dad 2008 mit 87 Jahren friedlich starb. Oft hatten wir noch besagte CD an seinem Krankenbett abgespielt. Doch Gott hatte meinen Vater nur für eine einzige kostbare wahrhaft „heilige“ Stunde aufwachen lassen. Die aber genügte und war entscheidend für sein ganzes ewiges Leben. Inmitten aller Hilflosigkeit konnte er sogar „geistiger Helfer“ für Priester und Seminaristen werden.

Vater war zwar nicht körperlich geheilt worden, aber es war für meine Mutter und mich ein großes Geschenk, sehen zu dürfen, wie sein Leid einen miterlösenden Wert bekam. In dem Sinn war diese „heilige“ Stunde damals auch für mich lebensverändernd, denn im Blick auf meinen tapferen Vater, der sein „jahrelanges Sterben“ so fruchtbar machte, konnte auch ich sein langsames Heimgehen im Frieden bejahen.

Eine wahre Kinderdorfmutter

Am 30. Januar 2014 starb Hiltrud Wahl im Alter von 86 Jahren.

Sie starb, wie sie gelebt hatte: an die anderen denkend.

Selbst nicht verheiratet, hatte sie all ihre Fähigkeiten in den Dienst jener Kinder gestellt, deren Los es war, keine eigene Familie zu haben.

Ihr Leben war nicht sensationell, aber so sehr von Gott geführt, dass es wert ist, davon zu berichten.

Hiltrud, die 1927 in Neuler im deutschen Bundesland Baden-Württemberg geboren wurde, verlor schon früh ihren Vater. Als junge Frau trat sie in dessen Fußstapfen und arbeitete zunächst zehn Jahre lang als Waldarbeiterin, dann weitere zehn Jahre als Haushaltshilfe, bis sie schließlich ihre eigentliche Berufung fand: sich der Kinder anzunehmen, die keine Familie hatten. Sie hatte vom SOS-Kinderdorf in Dießen am Ammersee/Bayern gehört, das Hermann Gmeiner 1956 gegründet hatte mit dem Ziel, elternlosen Kindern eine Ersatzfamilie und vor allem eine liebende Mutter zu geben. Das zog sie an. Als ledige junge Frau wurde Hiltrud mit 37 Jahren Kinderdorfmutter und übernahm die neue, anspruchsvolle Aufgabe mit viel Kreativität und Hingabe und vor allem mit großem Gottvertrauen.

In 27 Jahren zog sie 19 Kinder auf. Jedes von ihnen förderte sie in den ihm eigenen Begabungen. Diese zu entdecken, war eine besondere Kunst, denn alle Kinder brachten erhebliche Störungen aus ihrer ursprünglichen Familie mit. Viele von ihnen lernten ein Instrument und musizierten dann miteinander. So wuchsen die psychisch oder körperlich geschädigten Kinder zu gesunden, fröhlichen Jugendlichen heran. Weil sie so sehr geliebt waren, bemühten sich die Kinder ihrerseits, ihre „Mutti“ nicht zu enttäuschen, die ihnen so viel Vertrauen entgegenbrachte. Tatsächlich wurden

die meisten „ihrer“ Kinder fähig, eigene Familien zu gründen, und bewähren sich heute als gute Eltern. Sie haben in ihrer SOS-Kinderdorf-Familie eben nicht nur gelernt, wie man liebevoll miteinander lebt, sondern auch, wie man betet und ein Leben mit Gott gestaltet. Und das ist das Entscheidende für eine gesunde, glückliche Familie. Hiltrud Wahl war für ihre Kinder mit einem Wort: eine wahre Mutter. Und das ist sie bis an ihr Lebensende geblieben.

Regelmäßig kamen „ihre“ Kinder und Enkel, um sie zu besuchen, sie fragten sie um Rat und Hilfe. Jedes Wochenende freute sich eine andere Familie, ihre „Mutti“ und „Omi“ einladen zu dürfen. In der Marktgemeinde Dießen am Ammersee, wo sie ihren Ruhestand verbrachte, war sie die gute Seele, immer fürsorglich und für jeden da, so dass man ihr sogar die Ehrenbürgerschaft verlieh. In der Pfarrei fehlte sie nie bei der Hl. Messe, betete den Rosenkranz vor und pflegte die Blumenbeete vor der Kirche. Als sich bei Hiltrud mit 86 Jahren ernste Herzprobleme bemerkbar machten, traf sie alle Vorkehrungen für ihren Heimgang. Sie bereitete das Sterbebildchen und die Todesanzeige vor, so dass man nur mehr das Datum einzusetzen brauchte, bestellte das Leichenmahl für 150 Personen und bezahlte es im Voraus, um ihren „Kindern“ weder Mühen noch Auslagen zu bereiten. Sie suchte sich ihre Grabstelle aus und zahlte die Gebühren dafür, regelte alle

finanziellen Angelegenheiten und wählte sogar schon die Lesungen und Lieder für die Beerdigungsmesse. An ihrer friedvollen, gütigen Ausstrahlung konnte man erahnen, dass sie sich auch innerlich ebenso gründlich und tief auf den Übergang ins ewige Leben vorbereitete.

Drei Tage vor ihrem Tod musste Hiltrud dann ins Krankenhaus. In ihrer Sterbestunde waren drei „ihrer“ Kinder bei ihr. Eine „Tochter“, deren musikalische Begabung sie einst gefördert

hatte, sang mit ihrer wunderschönen Stimme ein letztes Lied, während die anderen beiden rechts und links „Muttis“ Hände hielten. Zuletzt ermutigte diese noch einen ihrer „Söhne“, der unter einer schweren Krankheit leidet, er solle nur geduldig sein. Dann war alles gesagt, der Abschied genommen. Mit letzter Kraft erhob Hiltrud ihre Hände und flüsterte zweimal: „*Und jetzt, lieber Gott, hol mich bitte.*“ Drei Minuten später starb sie.

Alle ihre „Kinder“ waren bei der Beerdigung dabei, sogar die „Enkelkinder“. Die meisten weinten, und es war rührend mitzuerleben, wie sehr diese erwachsenen „Kinder“, denen man ihre schwierige Vergangenheit teils noch ansehen konnte, ihre „Mutti“ und „Oma“ doch liebten.

Als reine „Taufkinder“ in den Himmel

Im Evangelium heißt es: „Mein Freund ... ich will dem letzten ebenso viel geben wie dir. Darf ich mit dem, was mir gehört, nicht tun, was ich will? Oder bist du neidisch, weil ich zu anderen gütig bin?“ Tatsächlich gibt es viele, die Jesus bis zu ihrem Lebensende nicht kennenlernen konnten. Dennoch findet der Herr in Seiner Liebe Möglichkeiten und Gnadenwege, sich auch solchen Seelen selbst noch im letzten Augenblick zu offenbaren. Und wäre es durch das unerwartete Geschenk der heiligen Taufe!

Die hl. Faustyna schrieb dazu ein eindrückliches Beispiel in ihrem Tagebuch: „Besonders jetzt, da ich hier im Krankenhaus bin, spüre ich die innere Verbundenheit mit den Sterbenden ... Der heutige Tag ist für mich außergewöhnlich, obwohl ich so viele Leiden erfahren habe, aber meine Seele ist von großer Freude erfüllt. Im benachbarten Einzelzimmer lag eine schwerkranke Jüdin. Vor drei Tagen habe ich sie besucht. Es tat mir weh in meiner Seele, dass sie bald sterben sollte, ohne dass die Gnade der Tau-

fe ihre Seele gereinigt hat. Ich sprach mit der Krankenschwester, damit sie, falls der letzte Augenblick heranrückt, ihr die heilige Taufe erteilt. Doch da war die Schwierigkeit, dass fortwährend Juden um sie waren. Ich fühlte in meiner Seele die Eingebung, vor dem Bild des Barmherzigen Jesus zu beten ...: „*Jesus, Du selbst hast mir gesagt, dass Du durch dieses Bild viele Gnaden verleihen wirst; so bitte ich Dich um die Gnade der heiligen Taufe für diese Jüdin. Es ist nicht wichtig, wer sie*

taufen wird. ‘ Nach diesen Worten wurde ich sonderbar ruhig, und ich war ganz gewiss, dass trotz Schwierigkeiten das Wasser der heiligen Taufe auf ihre Seele herabfließen wird.

In der Nacht, als sie sehr schwach war, stand ich ihretwegen dreimal auf, um einen geeigneten Augenblick für die Gnadenspendung auszumachen. Am Morgen ging es ihr scheinbar besser; am Nachmittag begann die letzte Stunde zu nahen. Die Krankenschwester sagte, es wäre schwierig, ihr die Gnade zu erteilen, weil die Familie und Freunde um die Kranke versammelt waren. Es kam der Augenblick, da die Kranke begann, das Bewusstsein zu verlieren, also liefen die einen zum Arzt, andere anderswohin, um die Kranke zu retten. Die Kranke blieb allein, und die Krankenschwester konnte sie taufen. Bevor alle zurückkehrten, war ihre Seele schon mit der Gnade Gottes geschmückt, und bald begann das Sterben. Es dauerte nur kurz, als wäre sie eingeschlafen. Plötzlich erblickte ich ihre Seele, die in wunderbarer Schönheit in den Himmel einging. O wie schön ist die Seele in der heiligmachenden Gnade! In meiner Seele herrschte Freude darüber, dass ich vor diesem Bild eine so große Gnade für diese Seele erhalten hatte.“

Ein anderes Beispiel ereignete sich im Dezember 1964, als Bischof Hnilica Papst Paul VI. nach Indien zum 38. Eucharistischen Weltkongress

in Bombay begleitete. Dabei lernte er Mutter Teresa kennen, die damals noch kaum über die Grenzen Indiens hinaus bekannt war. Weil er sich sehr für ihre Arbeit unter den Ärmsten der Armen interessierte, lud sie ihn zu sich nach Kalkutta ein und führte ihren Besucher gleich in das „Sterbehaus“ Nirmal Hriday, das „Haus des reinen Herzens“, das sie gerne als ihre „*erste Liebe*“ bezeichnete.

Als nun Bischof Hnilica mit Mutter Teresa dort war, kam eine Schwester mit einem Wasserfläschchen zu ihnen. Mutter Teresa nahm es und wandte sich damit an ihren Begleiter. Indem sie auf eine Sterbende auf einer Matte wies, bat sie: „*Vater Bischof, diese alte Frau hier liegt im Sterben. Bitte taufen Sie sie!*“ Überrascht fragte er: „*Haben Sie die Frau denn über die Grundlagen des katholischen Glaubens unterrichtet?*“ Kurz und einfach antwortete sie: „*Nun, ich sagte ihr, dass Gott sie liebt.*“ Da überlegte der Bischof rasch: „*Ist jetzt die Zeit, Glaubensgeheimnisse zu studieren? Genügt es nicht zu verstehen, dass Gott die Liebe ist? Ja, vielleicht versteht das niemand besser als diese Frau, die seit 30 Jahren verlassen auf der Straße lebte und hier durch die hingebungsvolle Pflege der Schwestern erstmals der Liebe begegnete.*“ Und Bischof Hnilica taufte sie.

Sonnenaufgang am Lebensabend

Shiho Mori aus Fukuoka in Japan wuchs mit ihren zwei älteren Schwestern in einer traditionell-buddhistischen, nichtpraktizierenden Familie auf und unterrichtete an der Universität Deutsch. Gott spielte für sie als Atheistin keine Rolle, bis Shiho vor genau 30 Jahren in Europa zum katholischen Glauben fand und 1985 getauft wurde. Ihr Weg führte sie sogar in die „Familie Mariens“ als deren erste Missionarin aus Asien.

Obwohl ihr Vater wenig begeistert darüber war, schrieb er dennoch im Testament ausdrücklich für seine Jüngste: „*Du musst treu den Weg gehen, den du gewählt hast.*“ Die Mutter, klein, zart und sanft, schwieg all die Jahre wohlwollend. Im November 2014 flog Sr. Shiho Maria von Rom heim nach Japan, denn „Okasan“, wie sie ihre Mutter liebevoll nannte, war todkrank.

„Weil ich wusste, dass dieser Moment kommen würde, hatte ich in Rom, zusätzlich zum Gebet für meine Mutter, schon seit langem begonnen, oft stellvertretend für sie die Hl. Kommunion zu empfangen und für sie die Heilige Stunde aufzuopfern. Denn weil ich wusste, dass Okasan, wie jeder Mensch im Augenblick des Todes, Jesus begegnen würde, war es mir ein Herzensanliegen, dass sie vorher allen verzeiht und gut vorbereitet, frei und ohne langes Fegefeuer, zu Jesus gehen darf.

In Fukuoka begab ich mich jeden Tag eine halbe Stunde zu Fuß zum Krankenhaus und nach vier Stunden wieder heim. Beim ersten Besuch brachte ich Mama gleich das Bild des Barmherzigen Jesus und erklärte ihr: *„Okasan, das ist Jesus. In der Nacht, wenn du nicht schlafen kannst, sprich doch mit Ihm! Yukari (meine Schwester, die für Mama sorgte) und ich können nicht ständig bei dir sein. Aber Jesus ist immer bei dir, und Er versteht alles.“*

Auch eine kleine Holzstatue der Gottesmutter und des hl. Josef gab ich ihr und ermutigte sie: *„Ihnen kannst du vertrauen. Sie können dich beschützen und dir immer helfen, mehr als wir.“* Die kleinen, fein geschnitzten Statuen gefielen Mama sehr. Am Abend, als meine Schwester dann beide sorgsam ins Nachtkästchen legte und beim ersten Mal auch das Bild des Barmherzigen Jesus dazutun wollte, wünschte Mama zu Yukaris Erstaunen: *„Ihn kannst du stehenlassen. Denn in der Nacht muss ich mit Ihm sprechen!“*

Dann kam der Montag, der 17. November 2014. Mama hatte einen gefährlichen operativen Eingriff vor sich und war zudem in sehr schlechter körperlicher Verfassung. Ich dachte: *„Wenn Mama jetzt bewusstlos wird, kann ich sie nicht mehr fragen!“* So hieß es rasch handeln. *„Okasan, willst du Jesus vertrauen?“*, fragte ich sie. *„Ich würde dich gerne taufen, darf ich?“* Hell und klar kam ihr *„hai“*, *„ja“*.

So spendete ich meiner Mutter die Hl. Taufe. Wir waren ganz allein, und das war gut so. Alles verlief still und schlicht. Die japanische Taufformel hatte ich bei mir; ich nahm Wasser und tat genau, was die Kirche vorschreibt. *„Maria, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Hl. Geistes.“* Okasan blieb ruhig, ich hingegen war ziemlich aufgeregt. Denn obwohl es in Japan oft vorkommt, dass Katholiken ihre sterbenden Angehörigen taufen, spürte ich in diesem entscheidenden Moment sehr die Verantwortung, alles richtig zu machen. Weil meine Mutter aber bei jenem Eingriff, der schlimm hätte ausgehen können, nicht starb, erinnerte ich sie anderntags: *„Ich habe dich getauft.“* Worauf sie sofort erwiderte: *„Arigatou. Dankeschön! Im Herzen, nicht wahr?“*, und ich verstand, was sie meinte: *„Im Herzen bin ich Christin, nicht wahr?“*

In Fukuoka nahm der Priester meiner Heimatpfarre meine Mutter Toshino Maria Mori, Hausfrau, getauft am 17.11.2014, offiziell ins Taufregister auf.

Ab Dezember kam Mama im Hospiz in ein Einzelzimmer. Da fragte ich sie: *„Okasan, erlaubst du, dass ich laut bei dir und für dich bete?“* - *„Ja, bitte“*, erwiderte sie. Und so betete ich oft den ganzen Rosenkranz laut nahe an ihrem Ohr, so dass sie alles gut hörte. Am 13. Dezember, einem Samstag, schneite es. Mama atmete anders, extrem schwer, und wir wussten: der Tod naht. Yukari und meine Tante, die anwesend waren, erlaubten mir, laut den Barmherzigkeitsrosenkranz zu beten und dann die Marienstatue in Okasans Hand zu legen. In der letzten halben Minute sah ich, dass ihre Augen klar und wach wurden, doch mit einem Schimmer von Angst. Weil ich aber wusste, dass das Gehör bei Sterbenden als Letztes versagt, redete ich ihr liebevoll ins Ohr. *„Hab keine Angst! Vertraue!“* Diese Augen werde ich nie vergessen! Mama ging langsam, wie ein Licht, das erlöschte. Ich dankte Jesus für Sein Gnadenwirken und dass ich sie taufen und begleiten durfte.“

Die Beichte auf der Birkenrinde

Sehr schön zeigen die Erfahrungen zweier Missionare einerseits bei Indianern in den Waldgebieten Kanadas und andererseits bei Indios an den Ufern des Amazonas in Brasilien, welche große Bedeutung die Sakramente im christlichen Leben haben, besonders als „geistlicher Reisebegleiter“ in der letzten Stunde.

*E*s ist ein großer Kummer für jeden seeleneifrigen Missionar, dass er nicht allen seinen Gläubigen und Neubekehrten in der letzten entscheidenden Stunde ihres Lebens beistehen kann. Die weiten Entfernungen im Missionsgebiet, in welchem er der einzige katholische Priester ist, machen die seelsorgliche Betreuung der Sterbenden oft extrem schwer, doch würden gerade sie wegen ihrer Hochschätzung und ihres eifrigen Empfanges der heiligen Sakramente den priesterlichen Beistand in der Sterbestunde besonders schätzen.

Davon berichtete auch ein Missionar aus Kanada, jenem riesigen Land der Wälder, Seen und Prärien, wo französische Jesuiten wie der hl. Jean de Brébeuf und der hl. Isaak Jogues schon im 17. Jh. bei den Indianerstämmen der Huronen und Irokesen wirkten.

*I*m letzten Winter“, so erzählte er, „herrschten unter den Indianern Hungersnot und ansteckende Krankheiten. Bei einem Besuch auf einer meiner apostolischen Rundreisen, die leider nur allzu selten stattfinden können, fand ich eines Tages in einem Zelt elf Leichen vor, die erfroren und erstarrt bei einer Kälte von -40° C auf einer Matte lagen. Als ich mich ihrer irdischen Hülle näherte, um zu beten, sah ich zu meiner Verwunderung, dass jeder Tote ein zusammengefaltetes Blatt aus Birkenrinde, dem Schreibpapier in diesem Nordland, in seiner Hand hielt. Einen Augenblick lang schoss mir ein schrecklicher Verdacht durch den Kopf. ‚Ach‘, dachte ich schmerzbewegt, ‚welch trauriger

Aberglaube!‘ Ich fürchtete nämlich, die armen Leute hätten in ihrer großen Not und bei meiner langen Abwesenheit wieder ihre Zuflucht zum götzendienerschen Medizinmann genommen, der die Geister beschwört.

Ich nahm eines der Blätter zur Hand; es war mit den Worten überschrieben: ‚*Nur unser Vater darf die folgenden Zeilen lesen.*‘ Es war eine Beichte! Meine guten Indianer hatten, als sie den Tod herannahen fühlten und nicht mehr beichten konnten, ihre Sünden einem Stück Birkenrinde anvertraut. Wie aber hatte ein jeder das getan? Hatten sie selbst mit sterbensmüder Hand diese Buchstaben gekritzelt oder einen Vertrauensmann dazu gebraucht? Ich weiß es nicht. Sämtliche Blätter schlossen mit einer fast gleichlautenden Bestimmung: ‚*Ich bitte dich, mein Vater, einmal die Hl. Messe für meine Seelenruhe zu lesen. Ich lasse dir als Entgelt für diesen Dienst ... ein Biberfell ... ein Marderfell ... meine schöne Axt ... zurück.*‘

Als ich die Zeugnisse ihres Glaubens und ihre treuherzigen Testamentsbestimmungen las, da stiegen mir die Tränen in die Augen. O diese lieben, großen Kinder! Sie hatten von mir gehört, dass beim Mangel eines Priesters die aufrichtige, vollkommene Reue, verbunden mit dem Verlangen, das Sakrament der Hl. Beichte zu empfangen, den Nachlass der Sünden bewirke. So wollten sie vor Gott, ihrem Gewissen und ihrem geistlichen Vater es schriftlich bezeugen, dass sie in dieser Gesinnung gestorben sind.“

Quelle: „Sonntagsblatt für Steiermark“, 1. Jahrgang, vom 7. Oktober 1945

Hartes Warten im Regenwald

„Die Wahrheit ist: Ich wollte immer schon Feuerwehrmann werden!“, erinnert sich P. Peter Shekelton (45 J.) aus England. „Von dieser Idee war ich fasziniert. Doch solange ich denken kann, hatte ich auch den Wunsch, einmal Priester zu sein.“ Beides sollte sich in seinem Leben verwirklichen. Als nämlich der 21-jährige Berufsfeuerwehrmann 1991 in der überfüllten Londoner Westminster-Kathedrale P. Werenfried van Straaten, den Gründer von „Kirche in Not“, bei seiner feurigen Predigt sagen hörte: „Ich würde die ganze Kollekte hergeben, wenn ein junger Mann unter euch bereit wäre, sein Leben in den Dienst des Herrgotts zu stellen, um als Sein Priester das Reich Gottes zu verkünden!“, dachte er damals spontan: „Dieser junge Mann bin ich!“

So wurde Peter Shekelton Priester und begann 2001 als Missionar in den berüchtigten Favelas von São Paulo in Brasilien besonders unter Jugendlichen sein pastorales Wirken. Er brachte den jungen Leuten ohne Perspektive, verstrickt in Kriminalität, Prostitution und Drogen, die hoffnungsvolle Botschaft: „Jeder von euch ist von Gott geliebt und geschätzt. Euer Leben hat einen Sinn, weil Jesus einen Plan mit euch hat.“ Und viele öffneten sich der Gnade!

Als P. Shekelton zwei Jahre später, im Sommer 2003, erstmals zu einem abenteuerlichen Missionseinsatz in das Amazonasgebiet aufbrach, begleiteten ihn schon einige der bekehrten Jungen als Pastoralhelfer. Von der Stadt Itacoatiara aus waren es zehn Stunden mit dem Boot zu den Dörfern am Arari, einem Nebenfluss des Amazonas, wo die Indios der vielen Flussdörfer zwar Katholiken waren, jedoch schon jahrelang keinen Priester mehr gesehen hatten. An einem Ort nahe dem Canaçari-See war sogar schon

seit fünf Jahren keine Hl. Messe mehr gefeiert worden, bis P. Shekelton kam! Die Freude war riesig.

Von da an machte sich der Priester mit seinen jugendlichen Helfern Jahr für Jahr auf den 3000 km langen Weg zum Arari-Fluss, wo die Gläubigen in über 30 Dörfern immer sehnsüchtig auf das Kommen des englischen Missionars warteten. Über ein augenscheinliches Phänomen, das P. Shekelton dabei schon im zweiten Jahr und dann immer wieder auffiel, erzählt er selbst: „Wenn ich ein Jahr später erneut in die Dörfer komme, erfahre ich, dass viele der Gläubigen, denen ich die Sakramente gespendet hatte, bereits tot sind. Manche sind buchstäblich einen Tag später gestorben. Es scheint, als hätten sie mit dem Sterben gewartet, bis sie die Sakramente empfangen konnten.“ Es war beinahe so, als wollten die armen Leute in dieser nahezu von der Außenwelt abgeschnittenen Dschungelregion nicht ohne Jesus aus dieser Welt scheiden. Das traf selbst auf viele Kinder zu, denen er im Jahr zuvor die Hl. Taufe gespendet hatte.

Aber der Missionar durfte in den ausgedehnten Regenwäldern des Amazonas nicht nur am Arari-Fluss die Menschen bei ihrem „Heimgehen“ sakramental begleiten. Dank seiner spirituellen Führung stellten sich auch in São Paulo unter seinen Jungen aus den Favelas bleibende geistige Früchte ein: Im Laufe von acht Jahren wollten bereits 20 von ihnen nicht mehr nur für ein paar Wochen seine Pastoralhelfer in der Sommermission sein, sondern selbst Priester werden! Das ist umso bedeutsamer, weil es in einem Land wie Brasilien, das fast so groß wie Europa und knapp 24 Mal so groß wie Deutschland ist, selbstverständlich sehr, sehr vieler Urwald-Missionare bedürfte.

*I*m äußersten Nordosten Brasiliens liegt die Diözese São Gabriel da Cachoeira. Sie ist riesig, fast 287 000 km², d. h. beinahe so groß wie ganz Italien, aber mit nur 95 000 Einwohnern dünn besiedelt. Fast alle sind katholisch. Viele Eingeborene warteten dort in Flussdörfern schon seit mehr als zehn Jahren hart auf einen Priester. Als P. Shekelton davon hörte, bat er um seine Versetzung in die sogenannte „Diözese der Wasserfälle“.

Vor allem die alten Leute dort sehnten sich sehr danach, *„endlich in Frieden sterben zu können“*, wie sie ihr Verlangen nach der Krankensalbung und gegebenenfalls nach der Letzten Ölung ausdrückten. *„Im Januar 2012 erreichte ich also meine neue Pfarrgemeinde, die der Immaculata geweiht ist. Mit über 123 000 km² ist sie die größte Pfarrei in der Diözese und wohl auch die größte der Welt. Ihr Sitz ist zwar in der 25 000-Einwohner-Stadt Barcelos, doch weitere 45 kleine, nur schwer zugängliche Orte an den Ufern des Rio Negro und anderer Nebenflüsse des Amazonas gehören auch zum Pfarrgebiet, wobei man zu den am weitesten entfernt lebenden Indios drei bis vier Tage mit dem Boot braucht.“*

In Barcelos widmet sich P. Shekelton wie schon zuvor in São Paulo besonders einer rasch anwachsenden Zahl von Jugendlichen, die aufgrund ihrer Armut in Kriminalität, Drogen und Prostitution gefangen und vielfach selbstmordgefährdet sind. Der seelsorgliche Erfolg ist erstaunlich!

*Ü*ber seine abenteuerliche Pfarrmission im Urwald des Amazonas berichtet er selbst: *„Die bettelarmen Indianer leben vom Fischfang, vom Jagen und vom Gemüseanbau. Ihr Fortbewegungsmittel ist das Kanu, wobei weite Distanzen eine große Herausforderung sind. Ich selbst begann meine Pfarrarbeit mit einem alten Boot, bis ich ein neues bekam ... Auf dem Weg in die weit abgelegenen Siedlungen an den Flüssen gibt es viele*

Stromschnellen, gefährliche Strömungen, unter dem Wasser verborgene Felsen und Sandbänke ... Außerdem ist man starken Stürmen und sengender Sonne ausgesetzt, ganz abgesehen von den Gefahren, die im Wasser lauern, denn in den Flüssen gibt es viele Krokodile, Piranhas und Schlangen. Nachts muss man seine Hängematte aufhängen und draußen schlafen. Damit wird man natürlich relativ leicht zur Beute der Moskitos, die Malaria und andere Infektionskrankheiten übertragen ...

Dennoch komme ich oft glücklich von diesen Missionsreisen zurück, weil ich das getan habe, wovon ich glaube, dass es meine Pflicht als Priester ist. Aber ich bin auch betrübt über die Gottlosigkeit vieler Menschen. Seitdem selbst in die entlegensten Gegenden des Urwalds Satellitenschüsseln vorgedrungen sind ... werden die Gläubigen ihrer Religiosität und Würde beraubt und dazu verführt, sich nach einem vorgegaukelten Traum-Leben zu sehnen, das mit ihrer Wirklichkeit überhaupt nichts zu tun hat. Dies führt dazu, dass viele Menschen sich nicht mehr um Gott scheren, und viele der Kapellen sind verlassen oder zumindest in schlechtem Zustand ... Dennoch glaube ich fest daran, dass dies meine Mission ist und die Kirche auch weiterhin präsent sein muss.“

So hört P. Shekelton nicht auf, die ihm Anvertrauten aufzusuchen, um ihnen durch gemeinsames Gebet und Katechese neuen Glaubensmut und immer neues Vertrauen zu vermitteln. Letzteres brauchen sie vor allem in der Todesstunde. Und so gehört es zu den größten Freuden des Priesters und Missionars, die Indios durch die Spendung der Hll. Sakramente gut auf den Himmel vorzubereiten. *„Damit werde ich, so Gott will, noch viele Jahre fortfahren. Die Kleine hl. Theresia hat uns ja den wichtigen Rat gegeben: ‚Wir müssen die gute Saat aussäen, ohne uns ängstlich Sorgen zu machen, ob sie aufgeht oder nicht.‘“*

Quelle: Kirche in Not

Die Lebensversicherung

Als Jesuitennovize weihte sich Paul Hnilica am 8. Dezember 1942 dem Herzen Jesu mit den Worten: „Ich verpflichte mich, mit allen Kräften und Fähigkeiten bis zum letzten Blutstropfen an der Verbreitung des Reiches Deines Herzens zu arbeiten.“ Dieser Seeleneifer kennzeichnete das unermüdliche Apostolat des Bekennerbischofs bis zur Stunde seines Heimgangs im Jahr 2006.

Eine kleine, aber vielsagende Episode, die er uns persönlich erzählt hat, möchten wir Euch, liebe Leser, zu Eurer Ermutigung weitergeben.

Auf einer meiner unzähligen Missionsreisen kam ich im Flugzeug neben einem stattlichen Herrn zu sitzen. Seine Kleidung - eleganter Anzug mit Krawatte - sprach für sich. Nachdem ich meine Gebete beendet hatte, begann ich ein Gespräch mit meinem Platznachbarn, und es stellte sich heraus, dass er Vertreter einer renommierten Lebensversicherungsgesellschaft war. Er trat sogleich in Aktion und erörterte mir die unterschiedlichsten Möglichkeiten, mein Leben bei ihm ‚abzusichern‘. Nachdem ich ihm einige Zeit zugehört hatte, zog ich ein kleines Büchlein mit dem Bild der hl. Margareta Maria Alacoque aus meiner Tasche und entgegnete dem überraschten Versicherungsvertreter: ‚Wenn ich Sie richtig verstanden habe, sind wir eigentlich Berufskollegen. Ich hätte Ihnen da eine Alternative anzubieten, eine Versicherung für das ewige Leben. Sie ist sogar kostenlos. Es braucht nur ein wenig Glaube und die Treue, an neun aufeinanderfolgenden ersten Freitagen des Monats die Hl. Kommunion würdig zu empfangen. Dann verspricht Ihnen Gott selbst, dass Er Ihnen im Augenblick Ihres Todes aufrichtige Reue verleihen wird und Sie nicht ohne den Empfang der Hll. Sakramente sterben, d. h. dass Sie mit Sicherheit das ewige Leben bei Ihm verbringen werden. Und wenn Gott ein Versprechen gibt, ist es gewiss, dass Er es auch einzuhalten vermag, denn Er ist ja allmächtig.‘

Mein Gesprächspartner war perplex. Eine solche Reaktion auf sein erstklassiges Versicherungsangebot hatte er noch nie erfahren! Zugleich hatte die Gnade sein Herz geöffnet, und ich konnte ihm noch mehr von den Verheißungen erzählen, die Jesus der französischen Heimsuchungsschwester Margareta Maria Alacoque (1647-1690) gegeben hatte. Der Herr hatte sie erwählt, die Herz-Jesu-Verehrung wieder ganz neu in den Gläubigen zu entfachen. Zu diesem Zweck hatte Er ihr Sein vor Liebe glühendes Herz gezeigt mit den Worten: ‚Sieh hier das Herz, das die Menschen so sehr liebt, dass es nichts gespart hat, um sich zu opfern und sich in Liebesbeweisen zu erschöpfen; und als Dank empfangen Ich von den meisten Menschen nur Kälte, Verachtung und Sakrilegien. Ich verspreche dir, dass Mein Herz diejenigen in überreichem Maß Seine Liebe fühlen lassen wird, die Es verehren und die dafür sorgen, dass Es auch von anderen verehrt werde.‘ Unter den zwölf Verheißungen, die den Herz-Jesu-Verehrern gelten, lesen wir auch folgendes tröstliches Versprechen, das die ‚Große Verheißung‘ genannt wird: ‚Der Familie, die Mein Herz verehrt, werde Ich Frieden schenken.‘ Und: ‚Jede Seele, die Mein Herz verehrt, wird in der Stunde des Todes einen sicheren Zufluchtsort darin finden, und ihr Sterben wird süß sein. Keine Seele, die Mein Heiliges Herz verehrt, wird verlorengehen.‘“

Dass Jesus Sein Wort hält, durfte Bischof Paul Maria Hnilica viele Male erleben. Eines der beeindruckendsten Beispiele war der Tod des ehemaligen tschechoslowakischen Präsidenten Gustav Husák, von dem wir im Triumph des Herzens Nr. 77 ausführlich berichtet haben. Obwohl er ein eingefleischter Kommunist war, hatte er kurz vor seinem Tod die Sakramente erbeten - eine Frucht der neun Herz-Jesu-Freitage, die er als Student gehalten hatte!

Stärker als der Tod ist die Liebe

Mehr als 1700 Jahre trennen den hl. Mauritius und seine Gefährten aus dem 3. Jh. von den 21 hll. koptischen Märtyrern von 2015. Doch verbindet sie ihre Heimat Oberägypten und vor allem ihr Blutzeugnis, das jeder von ihnen, damals wie heute, mit derselben hochherzigen Bereitschaft gab.

Der hl. Mauritius war römischer Offizier und Kommandant der sogenannten „Thebäischen Legion“, etwa 6600 Mann, die in der „Thebais“ in Oberägypten rekrutiert worden waren und fast ausschließlich aus Christen bestanden. Es ist ein historisches Faktum, dass die christliche Legion sich bei der Überquerung der Alpen, nahe St. Moritz im schweizerischen Wallis, weigerte, den Göttern Roms zu opfern und gegen die Christen jener Gegend vorzugehen. Erzürnt gab Kaiser Maximian daraufhin Befehl, jeden zehnten Soldaten hinzurichten. Als nach dieser Abschreckung jedoch keiner der Truppe wankte, ließ er, um den Widerstand zu brechen, die Legion erneut dezimieren und wieder jeden Zehnten grausam niedermetzeln. Daraufhin schrieb Mauritius als Anführer dem Kaiser einen Brief:

„Wir sind deine Soldaten, o Kaiser! ... Doch wir waren schon Soldaten Christi, noch ehe wir die deinigen wurden ... Um uns sehen wir unsere Kameraden fallen, aber wir beweinen sie nicht. Im Gegenteil, wir freuen uns für sie und beneiden sie, da Gott sie für würdig befunden hat, für Ihn zu leiden und zu sterben ... Auch wir sind bereit zu sterben ... Wir sind Christen ... und niemals werden wir den heidnischen Göttern opfern!“ Als der Kaiser sah, dass nichts diese tapferen christlichen Solda-

ten würde abtrünnig machen können, ordnete er um das Jahr 285 die Vernichtung der gesamten Thebäischen Legion an, ein riesiges Blutbad, das in die Kirchengeschichte einging.

Im Internet verbreiteten IS-Terroristen am 15. Februar 2015 „eine mit Blut geschriebene Botschaft an die Nation des Kreuzes“, ein schockierendes Propagandavideo mit der Enthauptung von 21 ägyptischen Gastarbeitern an der Mittelmeerküste Libyens. Geradezu „live“ musste alle Welt das heroische Martyrium jener 21 koptischen Christen mitverfolgen, die sich schon sechs Wochen in IS-Gewalt befunden hatten. Ihre barbarische Hinrichtung, kaltblütig geplant als Kampfansage gegen Europa und vor allem gegen Rom, das Herz der Christenheit, wurde jedoch zu einem der aufrüttelndsten und ergreifendsten Glaubenszeugnisse der Gegenwart.

Beshir Kamel, der seine zwei Brüder Bishoy (25 J.) und Samuel Kamel (23 J.) verloren hatte, rief drei Tage nach dem Massaker beim christlichen Sender SAT-7 Arabic an, der im Nahen Osten und in Nordafrika von 300 Millionen Arabischsprechenden gesehen wird, und sagte: „Glauben Sie mir, die Leute hier sind nicht in Trauer; sondern wir beglückwünschen uns gegenseitig, dass so viele aus unserem Dorf

als Märtyrer gestorben sind. Wir sind stolz auf sie. Schon seit der Römerzeit wurden die Christen verfolgt und gemartert ... Die Bibel sagt uns, unsere Feinde zu lieben und jene zu segnen, die uns verfluchen. ISIS gab uns mehr, als wir erwarteten, weil man jene Stellen nicht aus dem Video schnitt, in denen die Märtyrer ihren Glauben bekräftigten und Jesus Christus anriefen. Dadurch hat ISIS unseren Glauben nur gestärkt ...

Heute hörte ich meine Mutter und fragte sie, was sie tun würde, wenn sie jenem IS-Kämpfer auf der Straße begegnen würde, der ihre Söhne tötete. Sie, eine 60-jährige einfache Frau ohne Schulbildung, antwortete mir: ‚Ich würde Gott bitten, ihm die Augen zu öffnen. Und ich würde ihn zu uns nach Hause einladen, weil er meinen Söhnen half, in den Himmel zu kommen.‘“

Die koptisch-orthodoxe Kirche hat die 21 Märtyrer sogleich als Heilige anerkannt, ebenso die katholische Kirche. 17 kamen aus demselben oberägyptischen Ort Samalut, die übrigen aus einem Nachbardorf. Der Gouverneur jener Provinz, aus der alle Märtyrer stammten, ordnete ihnen zu Ehren sogar den Bau einer großen Gedächtniskirche auf Staatskosten an.

Heiliger Josef,

der du mein geistiger Vater bist,

schaue voll Liebe auf mich herab.

Lehre mich, so wie du für Jesus und Maria zu leben.

Erlange mir ein beständiges Wachsen in der Liebe.

Erlange mir die Offenheit des Geistes, die dich ziert,

und führe mich an deiner Hand

zum größten Tag meines Lebens,

meines Eintritts in den Himmel.

Amen.

*Gebet aus Belgien zu Ehren des hl. Josef
um eine gute Sterbestunde*